



Barbara Rendtorff | Birgit Riegraf |
Claudia Mahs und
für die FG Gender Monika Schröttle (Hrsg.)

Erkenntnis Wissen Intervention

Geschlechterwissenschaftliche
Perspektiven

BELTZ JUVENTA

Barbara Rendtorff | Birgit Riegraf | Claudia Mahs und
für die FG Gender Monika Schröttle (Hrsg.)
Erkenntnis, Wissen, Intervention

Barbara Rendtorff | Birgit Riegraf |
Claudia Mahs und
für die FG Gender Monika Schröttle (Hrsg.)

Erkenntnis Wissen Intervention

Geschlechterwissenschaftliche
Perspektiven

BELTZ JUVENTA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2015 Beltz Juventa · Weinheim und Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
www.beltz.de · www.juventa.de
Herstellung und Satz: Ulrike Poppel

ISBN 978-3-7799-4255-9

Inhalt

Vorwort	7
Erkenntnis, Wissen, Intervention: Geschlechterwissenschaftliche Perspektiven <i>Barbara Rendtorff und Birgit Riegraf</i>	9
Feministische Erkenntnisse und akademische Diskurse	
Philosophie und Geschlecht <i>oder</i> Das Schweigen der Rezeption <i>Friederike Kuster</i>	24
Gender und Biologie. Von der kritischen Analyse zur reflexiven Intervention <i>Sigrid Schmitz und Smilla Ebeling</i>	37
Verkörperte Sozialität. Zum Interventionspotential gendertheoretisch angeleiteter Embodimentforschung in Biologie und Medizin <i>Kerstin Palm</i>	53
(De-)Thematisierung von Geschlecht im erziehungs- wissenschaftlichen Diskurs zu sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche <i>Sandra Glammeier</i>	63
Dekonstruktive Lehrer_innenbildung: Intervention durch Irritation <i>Florian Cristobal Klenk und Olga Zitzelsberger</i>	77
„Gesellschaftsveränderung ist die große Überschrift“. Zur Bedeutung von Praxisrelevanz für die Vermittlung von Geschlechterwissen <i>Gerlinde Malli und Susanne Sackl-Sharif</i>	97

Erinnertes Wissen

Dissidente feministische Interventionen in Polen vor 1989
Katharina Kinga Kowalski 118

Das Speichern von Gegendiskursen: Wissensproduktionen
und -klassifikationen in feministischen/frauen*spezifischen
Archiven und Bibliotheken
Ulrike Koch 138

Musikschriftstellerinnen im 19. Jahrhundert: Zwischen Intervention
und Mittäterschaft
Martina Bick 153

Interventionen in gesellschaftlichen Feldern

Geschlechterkritische Wissensproduktion und
geschlechterpolitische Intervention im Widerspruch:
Eine Rekonstruktion am Beispiel der „Vereinbarkeitsproblematik“
Christine Thon 168

Interventionen. Zum emanzipatorischen Potential sozial-
wissenschaftlicher Forschung über Zwischengeschlechtlichkeit
Katja Sabisch 182

(Selbst-)Darstellung und Performativität.
Geschlechterforschung von und mit palästinensischen
Aktivistinnen im transnationalen Aktivismus
Paladia Ziss 192

Die Autor_innen 213

Vorwort

Es war von jeher das zentrale Anliegen feministischer Theoriediskurse, durch eine Veränderung der Wissensbestände in Alltag und Wissenschaften sowohl neue und andere Erkenntnisprozesse zu ermöglichen als auch diese als Intervention in gesellschaftliche Machtverhältnisse und Alltagsroutinen wissenschaftlich und politisch produktiv werden zu lassen. Es ging also immer um eine doppelte Bewegung: Erkenntnis und Wissen *als* Intervention und Intervention *in* Erkenntnis, Wissen und Gesellschaft.

„Intervention“ ist allerdings ein vielleicht allzu geläufiger Begriff, den es genauer zu befragen gilt. Was hat es mit dem Anspruch, Interventionswissen zu sein, auf sich? In welcher Hinsicht kann davon gesprochen werden, dass es sich um Interventionen handelt? Ist Intervention identisch mit Kritik? Zielen Prozesse der Erkenntnisgewinnung und der Arbeit am Wissen in der Geschlechterforschung tatsächlich immer darauf ab, durch ihre Beiträge, die sie in den Diskurs hineintragen, überkommene Wissensbestände und Denkgewohnheiten infrage zu stellen, den jeweiligen Status quo zum (vermeintlich) Besseren zu verändern und damit emanzipatorisch zu wirken? Gilt noch der ursprüngliche Anspruch feministischer Wissensproduktion, durch neues und neuartiges Wissen in tradiertes, oft doxisches Geschlechterwissen und institutionalisierte Geschlechterverhältnisse störend zu intervenieren – also: *dazwischen zu gehen*?

Es ist unstrittig, dass auch die Institutionen der Wissensproduktion geprägt sind von systematischer Privilegierung und Ausgrenzung, von der Ermächtigung spezifischer Subjekte und der Entmündigung derjenigen, die dem Ideal des hegemonial-männlichen Subjekts und/oder den impliziten und expliziten Kriterien der Institutionen nicht entsprechen. Folglich werden wesentliche gesellschaftliche Erfahrungen und Lebenszusammenhänge, Themen, Methoden und Perspektiven systematisch aus dem Feld der institutionellen Erkenntnis- und Wissensproduktion ausgegrenzt. Entsprechend prägen und formen asymmetrische Verhältnisse zwischen den Geschlechtern sowie Hierarchien zwischen Zugängen und Themenbereichen die Erkenntnis- und Wissensproduktion und den Wissenschaftsbetrieb bis heute – und doch kann das Ausgegrenzte auch immer wieder irritierend und verändernd in den etablierten Prozess der Erkenntnis- und Wissensproduktion hineinwirken.

Die Beiträge im vorliegenden Band nehmen diese Überlegungen auf sehr unterschiedliche Weise auf. Die Aufsätze im ersten Abschnitt thematisieren das komplexe Wechselverhältnis von Erkenntnis und Veränderung selbst. Der zweite Teil versammelt Beiträge, die das Potenzial feministisch inspirierter

Erkenntnis- und Wissenszuwächse bzw. -veränderungen in verschiedenen Feldern aufzeigen und ausdeuten; und im dritten Teil finden sich Beiträge, die kritisch prüfen wollen, wo und unter welchen Umständen geschlechtertheoretische Interventionen in disziplinbezogene Diskurse gelingen oder scheitern.

Der Band versammelt ausgewählte und überarbeitete Beiträge der vierten Jahrestagung der wissenschaftlichen Fachgesellschaft Gender. Die 2010 gegründete Fachgesellschaft ist ein bundesweiter Zusammenschluss von Wissenschaftler_innen und dient der Verständigung über den Forschungsstand in den Geschlechterstudien, der inter- und transdisziplinären Kooperation und der Verankerung von Geschlechterstudien in Forschung und Lehre (siehe www.fg-gender.de). Die Jahrestagung der FG Gender wurde von Kolleginnen der Universität Paderborn und dem dortigen Zentrum für Geschlechterstudien gemeinsam mit dem Vorstand der FG Gender im Februar 2014 durchgeführt. Sie stellte die Dynamiken und das Zusammenspiel zwischen Erkenntnis, Wissen und Intervention auf wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene in den Mittelpunkt. Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um eine Auswahl, die angesichts der zahlreichen und vielfältigen Beiträge vorgenommen werden musste. Diese Beiträge wurden vor dem Hintergrund der lebhaften und anregenden Diskussionen im Verlauf der Tagung für diesen Band überarbeitet und ausdifferenziert.

Die Herausgeberinnen und der weitere Vorstand der Fachgesellschaft Gender wünschen unseren Leser_innen eine anregende Lektüre!

Erkenntnis, Wissen, Intervention: Geschlechterwissenschaftliche Perspektiven

Barbara Rendtorff und Birgit Riegraf

Dieser einleitende Beitrag ist von zweierlei Intentionen geleitet: Zum einen richten wir den Blick zurück auf Debatten und Analysen der feministischen Forschung – dies geschieht aus der Beobachtung heraus, dass auffällig viele der sehr fruchtbaren und differenzierten, grundsätzlichen und weiterführenden Überlegungen aus den ersten Jahren feministischer Wissenschaftskritik einem Prozess ausgesetzt sind, der sich in Anlehnung an Mary Douglas (1991) als ‚Institutionelles Vergessen‘ beschreiben lässt. Gleichzeitig entstand bei uns in den letzten Jahren zunehmend der Eindruck, dass manche aktuellen Beiträge im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung zwar recht selbstgewiss auftreten, aber doch – verglichen mit den früheren, teilweise sehr elaborierten Debatten – in ihren Argumentationsmustern unterkomplex bleiben. Viele Texte geben sich mit allgemeinen Verweisen auf ‚anerkannte Meister‘ zufrieden (wie Pierre Bourdieu, Erving Goffman, Michel Foucault oder allenfalls Judith Butler), häufig von einem Gestus begleitet, als sei dies allgemeiner und gesicherter Wissensstand, über den sich die einschlägige Scientific Community nicht mehr grundlegend verständigen müsse, als wüssten also alle Bescheid und alle wüssten auch genau, worauf sich die Verweise beziehen und was damit jeweils gemeint sei. Wir gehen im Folgenden davon aus, dass auch die Frauen- und Geschlechterforschung nicht davor gefeit ist, kritische Perspektiven auszublenden und nicht mehr an bereits einmal Erreichtem anzuknüpfen, und dass dieser Verlust nicht zufällig geschieht, sondern Ausdruck einer strukturellen Problematik ist, die ‚feministisches Wissen‘ zumindest teilweise verschwinden lässt. Zum anderen haben wir versucht, aus unserer Re-Lektüre feministischer Wissenschaftskritik einige Punkte aus den früheren Diskussionen der Frauen- und Geschlechterforschung verdichtet herauszustellen, in denen unserem Eindruck nach auch Herausforderungen für zukünftige Debatten liegen können.

Wird die Frauen- und Geschlechterforschung in Bezug auf ihre Bedeutung für Erkenntnis, Wissen und Intervention und ihr Verhältnis dazu befragt, gilt es, zwei Ebenen in ihrem engen Wechselverhältnis zu betrachten, das sich zugleich historisch verändert und Auswirkungen hat auf die Inhalte, die Form und die Begrenzungen des jeweils generierten Wissens: Zum einen geht es um feministische Interventionen als politische *Institutionalisierungsgeschichte*, zum anderen um feministische Interventionen in den Prozess *wissenschaftlicher Erkenntnisentstehung und Wissensentwicklung* selbst; und auf beiden Ebenen geht es immer auch um die kritische Perspektive auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Die Sozialanthropologin Mary Douglas (1991) bietet eine interessante und für die weitere Diskussion in der Frauen- und Geschlechterforschung fruchtbare Denkmöglichkeit an, um das Wechselverhältnis zwischen Institutionengeschichte und Wissensproduktion begreifen und diskutieren zu können. Sie beschreibt Institutionen, zunächst sehr weit gefasst, als etablierte soziale Zusammenhänge, die zugleich Speicher- und Gedächtnissysteme ausbilden und damit auch zur Selektion und Verstärkung von Wissen beitragen. In Douglas' Konzept der Tradierung und Selektion von Wissen in Abhängigkeit von den Kulturen und Praktiken sozialer Ordnungen hat dies zur Folge, dass Pionierleistungen und das Wissen um einmal geführte Diskussionen im Sinne dieser Ordnung umgeschrieben werden, möglicherweise auch gar nicht im sozialen Gedächtnis gespeichert werden und damit gänzlich verloren gehen und für weitere wissenschaftliche Diskussionen nicht mehr fruchtbar gemacht werden können (vgl. Müller 2006, S. 286). Soziale Zusammenhänge stellen sich nach Douglas über dauerhafte Wiederholungen von Regeln her und erfahren über diese Wiederholungen ihre Stabilität und Legitimation. Je eigene „Denkstile“ tragen zum Erhalt der „Denkwelt“ einer Institution bei, indem sie „deren Gedächtnis“ (Douglas 1991, S. 121) steuern und worüber sie ihre Legitimation und ihre Stabilität erhalten. Ein Denkstil, so Douglas, „setzt den Rahmen für jede Erkenntnis“, er entscheidet, „was als vernünftige Frage und was als wahre oder falsche Antwort gelten kann“ (ebd., S. 31). Institutionalierungsprozesse gehen damit immer auch mit der Selektion, Tradierung und damit auch dem potenziellen Verlust von einmal gewonnenem Wissen einher, das nicht oder nicht ohne Weiteres mit den Zielen, Regeln und Ressourcen der je veränderten sozialen Ordnung vereinbar ist.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen und mit Blick auf den Titel des vorliegenden Bandes ergibt sich nun eine doppelte Frage: Angetreten war Frauen- und Geschlechterforschung mit dem Anspruch der Intervention in den wissenschaftlichen Wissens- und Erkenntnisprozess, als Wissenschafts- und Erkenntniskritik und als kritische Form der Wissensproduktion, durch die dem Anspruch nach immer auch gesellschaftliche Macht- und Herr-

schaftsaspekte im Geschlechterverhältnis analysiert werden sollten, mit dem Ziel, diese aufzuheben. Inzwischen hat sich die Frauen- und Geschlechterforschung im Wissenschaftssystem in einigen Bereichen erfolgreich etabliert und ist zumindest aus einigen Disziplinen nicht mehr wegzudenken. Wo hat die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung in der BRD bzw. in Deutschland welche Stärken entwickelt, was hat sie in welchen Bereichen bewirkt? Aber zugleich: Wie hat sich diese Institutionalisierung auf die Inhalte und Formen der Interventionen, der Erkenntnis- und Wissensproduktion ausgewirkt? Welche Begrenzungen und Ausblendungen sind dadurch entstanden? Oder in den Worten von Douglas formuliert: Welche Denkstile haben sich herausgebildet, welches Wissen ist in die Speicher- und Gedächtnissysteme übernommen und welches ist ausgeschlossen worden – vielleicht als Preis für die zumindest teilweise Institutionalisierung und Legitimation der Frauen- und Geschlechterforschung im Wissenschaftssystem?

Institutionalisierung und Interdisziplinarität

Am Anfang ihrer Institutionalisierungsgeschichte und mit einem ‚Blick von außen auf etablierte Wissenschaft‘, den sie damals noch einnahm bzw. einnehmen musste, ging es feministischer Forschung immer auch um eine grundlegende Standortbestimmung im Verhältnis von wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Zielsetzung: Vor allem in den Anfängen führten die engen Verbindungen zur Frauenbewegung und ihren gesellschaftskritischen Akteurinnen dazu, dass die wissenschaftlichen Fragestellungen stark von den gesellschaftskritischen Themen der Frauenbewegung beeinflusst waren, wie Gewalt gegen Frauen, Körper und Sexualität, § 218, Haus- und Reproduktionsarbeit. Gemeinsame Grundlage und Triebfeder der vorwiegend autonomen Bewegung und der sich erst allmählich institutionalisierenden Frauen- und Geschlechterforschung war, dass sie ein macht-, herrschafts- und erkenntniskritisches Projekt verfolgten (vgl. Althoff/Berenswill/Riegraf 2000). Stark geprägt von den Erfahrungen, dass die strukturellen Benachteiligungen von Frauen, die in teilweise schmerzhaften Prozessen z. B. in Frauengruppen und Frauenzentren gemeinsam herausgearbeitet wurden, in wissenschaftlichen Konzepten nicht oder nur verzerrt vorkamen, und ebenfalls stark geprägt von dem Anspruch auf gesellschaftliche Veränderung, standen in einem Selbstverständigungsprozess zunächst Fragen nach der Verbindung zwischen Wissenschaft und Gesellschaftspolitik im Mittelpunkt: Wie verhalten sich Parteilichkeit und Solidarität, wie sie mit den emanzipatorischen Vorstellungen der Frauenbewegung auf die wissenschaftliche Agenda gesetzt worden waren, und die Objektivitätsansprüche von Wissen-

schaft bzw. das Postulat ihrer Wertfreiheit zueinander? Wie lässt sich der Androzentrismus des herkömmlichen Wissenschaftsprojektes, in dem die Interessen und Erfahrungen männlicher Wissenschaftler zum Ausdruck kommen, im Sinne eines emanzipatorischen Projektes überwinden?

Die Argumente feministischer Kritik am männlichen Wissenschaftsprojekt zielten in dieser Zeit auf erkenntnistheoretische Grundlagen. Intervention im Wissenschaftssystem wurde verstanden als Kritik am androzentrischen Wissenschaftsverständnis, an der Institutionalisierung und am *male bias* der Wissensproduktion (vgl. Aulenbacher/Riegraf 2009): Erkenntnis- und Androzentrismuskritik richteten sich gegen herkömmliche wissenschaftliche Wissensproduktion, ihre Erkenntniswege und ihre Institutionalisierungsformen, auch in der existierenden Form der Wissensproduktion entlang wissenschaftlicher Disziplinen und gegen die damit einhergehenden ‚Denkwelten‘, und forderten diese ganz grundlegend heraus. Der zentrale Einwand der feministischen Wissenschaftskritik bestand in der Erkenntnis und in der These, dass die Verzerrung und Ausblendung weiblicher Lebenszusammenhänge nicht im Ausschluss von Frauen oder ihrem Objektstatus alleine liegt, sondern dass die Denkgewohnheiten, die dem institutionalisierten Wissenschaftssystem wie auch der Geschlechterordnung zugrunde liegen und diese immer wieder befestigen, grundsätzlich dazu führen, das Erkenntnissubjekt gegenüber den zu erkennenden Objekten in spezifischer Weise zu situieren. Von dieser Perspektive aus betrachtet war es nur logisch, das Heraustreten von Frauen aus ihrer Objektposition als eine grundlegende Voraussetzung für die Möglichkeit ‚besserer‘ Erkenntnisprozesse anzusehen. Als schwierig erwies sich dann vor allem die Frage, welche Form der Selbst-Autorisierung einen tatsächlichen Gewinn von Denkmöglichkeiten und ein „neues (selbst-)kritisches epistemisches Verhältnis zur sozialen Wirklichkeit“ (Ernst 1999, S. 234) eröffnen und nicht nur in der Fiktion und im Selbstbetrug verharren würde.

Als eine logische Folgerung dieser Ansätze von Erkenntnis- und Wissenschaftskritik wurde *Interdisziplinarität* zu einem bedeuteten Postulat. Interdisziplinarität, die „disziplinierte Disziplinenlosigkeit“, die in den Anfängen der Frauenforschung gefordert wurde, versprach der „Disziplinierung“ des Wissens durch die wissenschaftliche Organisation der Erkenntnisse entlang von Disziplinenstrukturen zu entgehen, aber auch der Vergeschlechtlichung von disziplinären Grundlagen und dem damit einhergehenden Ausschluss der Kategorie Geschlecht (Hark 2005, S. 335 ff.), um der Frauenforschung damit die Kritikfähigkeit trotz Integration in die herkömmlichen Strukturen des Wissenschaftssystems zu erhalten. Interdisziplinarität galt zudem als der einzig mögliche Zugang zu den komplexen „Sachverhalten, auf die feministische Praxis sich bezieht“ (Knapp/Landweer 1995, S. 23), die nicht allein mit

einer Disziplin erfasst werden könnten. Zugleich sollten darüber die herkömmlichen Disziplinen an ihre geschlechtlichen Grundlagen erinnert werden, die wiederum Wissensproduktion und Wissenskommunikation organisieren (vgl. Hark 2003). Dass dieser Anspruch einer interdisziplinären Integration letztlich bis heute nicht oder nur in Ansätzen verwirklicht werden konnte, hängt nicht nur mit der disziplinären Organisation der wissenschaftlichen Ausbildung und Lehre sowie der disziplinären Reputationssysteme und Strukturen von zentralen Geldgebern, wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft, zusammen, die in Zeiten der wachsenden Bedeutung von Drittmitteln zentralen Einfluss auf Forschungsprozesse nehmen. Vielmehr ist die erkenntnistheoretische und methodologische Ausarbeitung dessen, was unter Interdisziplinarität (später erweitert auf Transdisziplinarität) zu verstehen ist, im Prozess der mehr oder weniger erfolgreichen Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung in den Disziplinen ‚auf der Strecke geblieben‘. Auch wenn einige Arbeiten, wie etwa die von Sabine Hark und anderen, erneut an diesen Debatten ansetzen, wäre dringend eine breitere Diskussion und Verständigung vonnöten, gerade wenn es neben der Frage der zunehmend drittmittelgesteuerten Wissens- und Erkenntnisprozesse auch um die curriculare Verankerung der Geschlechterforschung geht (vgl. Gerhard 2008). Diese Lücke im Verständnis von Inter- bzw. Transdisziplinarität macht aber nicht nur der Frauen- und Geschlechterforschung zu schaffen, sondern jeder Wissenschaftsrichtung, die einen interdisziplinären Anspruch verfolgt.

In den 1990er Jahren gab es eine Phase in der Frauen- und Geschlechterforschung, in der erneut die Herausforderungen aufgenommen wurden, die im Anspruch an Interdisziplinarität liegen – und dies gerade nicht nur zwischen den sozial-, geistes- und/oder kulturwissenschaftlichen Fächern. Gegensätzliche und kritische Positionierungen von Geistes- und Naturwissenschaften sollten überwunden werden durch die Konzentration auf gemeinsame Perspektiven, etwa auf das Verhältnis der ‚begrifflichen und materiellen Gestaltung von Natur, Körper, Geschlecht durch Wissenschaft und neuere Technologien‘ (Scheich 1996, S. 7). Die Internationale Frauenuniversität „Technik und Kultur“ (ifu) zur Expo 2000 in Hannover, die mit einem postgradualen Studienangebot in den sechs interdisziplinär konzipierten Projektbereichen Arbeit, Information, Körper, Migration, Stadt und Wasser angetreten war, kann als Umsetzung und Weiterführung dieses Anspruchs interpretiert werden, wobei die Idee, die Frauenuniversität als ständige Einrichtung zu institutionalisieren, inzwischen gescheitert ist. Durch alle diese Versuche hindurch haben sich Übersetzungsschwierigkeiten zwischen den Disziplinen gezeigt und auch immer wieder große Differenzen in der Einschätzung von Möglichkeiten der Gewinnung neuer Erkenntnisse und der

dafür erforderlichen Bedingungen – aber ein interdisziplinäres Aufeinandertreffen schien dennoch immer auch die Möglichkeit zu bieten, ganz neue Fragenotwendigkeiten zu erkennen. So schreibt etwa Elvira Scheich im Vorwort eines solchen interdisziplinären Sammelbandes 1996: „Der Frage, welche Auswirkungen die medizinischen, technischen und wissenschaftlichen Entwicklungen für das gesellschaftliche Verhältnis der Geschlechter haben, folgen andere: Inwieweit sind die Voraussetzungen der Geschlechterdifferenz verändert, und welche Bedeutung kommt der Gegenüberstellung von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ damit zu? Behält die Geschlechterdifferenz ihre zentrale, das Denken und das Leben der Moderne strukturierende Funktion, oder rücken andere Differenzbestimmungen in den Vordergrund? Wer aber repräsentiert dann Andersartigkeit für das moderne Selbst heute?“ (S. 33). In dem nach wie vor treffenden und klugen Dialog von Gudrun-Axeli Knapp und Hilge Landweer in der Zeitschrift *L’Homme* aus dem Jahr 1995 über „Interdisziplinarität in der Frauenforschung“ (Knapp/Landweer 1995) werden das Für und Wider, die Schwierigkeiten und Visionen, die sich an ein auf Interdisziplinarität gegründetes feministisches Wissenschaftsverständnis knüpfen, gegenübergestellt und diskutiert. Dies war eine Anregung zum Weiterdenken vor fast zwanzig Jahren.

Institutionalisierung und Wissenschafts- und Erkenntniskritik

Der wissenschaftskritische Impetus und die damit verbundenen Einsprüche richteten sich damals wie heute im Wesentlichen auf zweierlei: (1) auf den Macht- und Herrschaftseffekt, der im Objektivitätsanspruch der Wissenschaft enthalten ist und sich mit dem Wahrheitsanspruch als Definitionsmacht setzt, und (2) auf das Problem von Objektivitätsbehauptungen selbst, d.h. auf die Vorstellung oder die Behauptung, dass wissenschaftliches Wissen ‚objektiv‘ sei. Diese zweite Fragestellung war keine originäre Entdeckung des Feminismus, denn sie war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heftig als innerwissenschaftlicher Diskurs geführt worden, und in dessen Zuge seien, so argumentiert Lorraine Daston, sowohl das Problem des Wahrheitsanspruchs als auch das der strukturellen Unbestimmbarkeit von Wissen selbst verdrängt worden (vgl. Daston 2002). Allerdings gelang es erst der feministischen Wissenschaftskritik, auch die Geschlechterthematik zum Gegenstand dieser Debatte zu machen.

Die entscheidende Frage, auf die die feministische Theorieentwicklung sehr bald gestoßen war, liegt in dem grundsätzlichen Problem einer Möglich-

keit von Erkenntnisgewinn: Wie kann man etwas Unerwartetes, Unbekanntes sehen/erkennen/dem Wissen zugänglich machen, wenn doch die notwendigen Voraussetzungen für einen unvorgeprägten Blick auf die Dinge fehlen? Umgekehrt ausgedrückt: Wenn wir nicht wissen, was wir nicht wissen – weil wir von derselben Grundlage an Denkgewohnheiten ausgehen müssen wie diejenigen, die wir kritisieren – wie kann uns dann ein Schritt gelingen, der eine andere Perspektive möglich machen würde? Diese seinerzeit entscheidende erkenntnistheoretische Frage ist bis heute zentral geblieben.

Zu dieser Frage gab und gibt es eine Reihe teilweise chronologisch aufeinander folgender, teilweise parallel verlaufender und teilweise konträrer Ansätze und Antwort-Strategien. Eine einflussreiche Argumentationsfigur aus den Anfängen feministischer Wissenschaftskritik konzentrierte sich in Anlehnung an marxistische Macht- und Gesellschaftskritiken auf die Unterdrückung von Frauen, es wurde mit Parallelisierungen zwischen Frauen und Juden oder Frauen und Sklaven oder Frauen und Kolonien argumentiert, woraus dann nicht zuletzt in kritischer Ablehnung dieser Ansätze die Critical-Whiteness-Studies oder die Postkolonial Studies hervorgegangen sind (vgl. Broeck 2006; Werlhoff et al. 1988). Cornelia Klinger beispielsweise leitete 1990 aus einer solchen eher marxistisch orientierten Perspektive die Forderung ab, eine Reflexion der Diskriminierung von Frauen und eine gleichberechtigte Teilnahme von Frauen an wissenschaftlichen Erkenntnisprojekten zu ermöglichen, um auf diesem Wege den *male bias* in der Wissensproduktion zu überwinden, der die bisherigen Bestrebungen nach Objektivität verzerrte (vgl. Klinger 1990). Am Objektivitätsgebot selbst zweifelt sie in diesem Text nicht, sie hält es für grundsätzlich erstrebenswert und auch erreichbar, dazu müsse allerdings der *male bias* im Prozess der Erkenntnisproduktion überwunden werden. In der Einleitung zum Sammelband „Männer Mythos Wissenschaft“ ging dagegen Barbara Schaeffer-Hegel (1988) davon aus, dass gerade der Einfluss der naturwissenschaftlichen auf sozialwissenschaftliche Theoriemodelle in der herkömmlichen Wissensproduktion zu einer konsequenzenreichen Konzeption von Geschlechterdifferenz geführt habe. Er hätte, so ihr Argument, eine wissenschaftliche Legitimation der Gleichsetzung von Frauen und Natur sowie Männer und Gesellschaft zur Folge gehabt – und diese polaren Geschlechterbilder seien dem wissenschaftlichen Erkenntnisprozess und dem Entstehungsprozess von Disziplinen vorgeschaltet. Indem Frauen mit Natur und Biologie gleichgesetzt würden, hätten sie keine Geschichte und nichts ‚Eigenes‘, was der politischen Wertschätzung und der wissenschaftlichen Betrachtung würdig wäre (vgl. Schaeffer/ Hegel 1988). Insofern galt es, die Kategorie Geschlecht als solche auf den Prüfstand zu stellen.

Die intensive Auseinandersetzung mit dem Objektivitätsanspruch von Wissenschaft, die auf die Kritik am androzentrischen Wissenschaftsverständnis und am *male bias* der Wissensproduktion folgte, führte zu weiteren Denkmustern. Eine einflussreiche Denkfigur ergab sich aus der Gegenüberstellung von Objektivität und Subjektivität, verbunden mit der These, dass eine bewusste Positionierung des erkennenden Subjekts, die geprägt ist von seinen sozialen Erfahrungen, etwa von Ausgrenzung und Unterdrückung, ihm einen anderen, gewissermaßen ‚wahren‘ Blick auf die Erkenntnisobjekte verschaffen könnte. Dies war der Ansatz der ‚Feministischen Standpunkttheorien‘, die sich ebenfalls aus dem Marx’schen Konzept der Standortgebundenheit und sozialen Verortung von Wissen und Welterfahrung entwickelt hatten und in der Soziologie bzw. den Sozialwissenschaften seinerzeit große Aufmerksamkeit erhielten. In dieser Zeit hat sich der Ausdruck etabliert, dass Wissen ‚ein Geschlecht‘ habe. Sandra Harding (1990) etwa beharrte darauf, dass jeder Zugang zu wissenschaftlichen Gegenständen von einem subjektiven Blick bestimmt sei, und hielt es für wenig sinnvoll, eine ‚objektive‘ Wissenschaft überhaupt anzustreben. Sie rief stattdessen dazu auf, mithilfe einer Politik der Erkenntnissuche eine ‚neue Wissenschaft‘ aufzubauen, die aus dem neu zu bestimmenden Verhältnis von Wissenschaftlerinnen, die ihre gesellschaftlichen Erfahrungen reflektieren, der Analyse der Kontextgebundenheit von Wissen und den daraus zu entwickelnden Methoden erwachsen sollte. Feministische Wissenschaftlerinnen sollten die impliziten ethischen und politischen Ziele ihrer Arbeit transparent machen, wobei Harding selbst auf der Verbindung zwischen kritischer Wissenschaft und sozialer Bewegung bestand. Diese Einschätzung wurde ihrerseits von anderen am Diskurs Beteiligten als verkürzt und selbstgerecht kritisiert, auch in internen Auseinandersetzungen, wie etwa in der feministischen Theoriezeitschrift *Die Philosophin*. Dort sieht etwa Waltraud Ernst (1994, S. 22) in dem Konzept der Entgegensetzung von Objektivität und Subjektivität sowohl die Gefahr eines sozialen Determinismus lauern als auch die eines epistemologischen Relativismus. Sie weist die These eines feministischen Standpunkts offensiv zurück (vgl. Ernst 1999) und betont stattdessen, dass feministische Theorie sich weder durch die Spezifität der Erkenntnisobjekte noch durch die Spezifität ihres Gegenstands auszeichne, sondern durch ihr spezifisches Erkenntnisinteresse. Auch seien feministische Wissenschaften ja selbst der beste Beweis für die Veränderlichkeit von Wissen und Erkenntnisprozessen, deren Effekt sie schließlich selber seien, und sie lieferten damit ein Argument gegen die These der Standpunkt-Theoretikerinnen (vgl. ebd., S. 261).

Auch in der in dieser Zeit allgemein vollzogenen Umbenennung von Frauenforschung und feministischer Wissenschaft in Geschlechterforschung (oder noch dezenter: Gender Studies) zeigen sich die hier angesprochenen

Ambivalenzen. Denn einerseits stand hinter diesen Umbenennungen das Bemühen einer Ent-Bindung, einer Entkoppelung von Erkenntnissubjekten und ihrem Gegenstand, weil eine zu enge oder direkte Bindung an politische Praxen, an scheinbar subjektiv motivierte Forderungen und Erkenntnisinteressen den Weg zur akademischen Anerkennung verstelle – also gewissermaßen der Anspruch feministischer Forschung auf Anerkennung als ‚objektive Wissenschaft‘, was ja eigentlich der zentrale Angriffspunkt feministischer Erkenntniskritik gewesen war. Andererseits aber sollte die Umbenennung auch der Einsicht Rechnung tragen, dass die allzu enge und festlegende Koppelung von forschenden Subjekten und Forschungsgegenstand (‚von Frauen für Frauen‘) dem von der feministischen Theorie erhofften Erkenntnisgewinn einschränkend im Wege stehen könnte. Deshalb zeigt sich in dieser Zeit häufig die Diskursfigur, dass mit der Kategorie Geschlecht analytisch und argumentativ operiert werden müsse, jedoch ohne sie dabei als Kategorie zu legitimieren.

Allgemein gesehen etablierten sich in dieser Phase der Erkenntnissuche und der Suche nach angemessenen theoretischen Zugängen sozialkonstruktivistische Ansätze, die tendenziell davon ausgehen, dass – wie es Garfinkel formuliert hat – dem Tun ein Wissen unterliegt, das mehr in den Knochen steckt, als im Kopf (zit. bei Gildemeister 2001, S. 71). Der Ausdruck „Geschlechterwissen“ nimmt dies in spezifischer Weise auf und will zum Ausdruck bringen, dass das ‚Wissen‘ darüber, was weiblich und männlich sei und zu sein habe, mehr kulturell habitualisiert als bewusst zugänglich oder reflektiert ist. Von hier aus haben sich aber in der Folge wiederum die Fronten in der Auseinandersetzung um die Möglichkeit von Erkenntnisgewinn verschärft, weil kritisiert wurde, der Topos „Soziale Konstruktion“ tendiere dazu, das Verhältnis von Objektivität und Subjektivität auf dem Weg über die Unterscheidung von *sex* und *gender* und den neu aufkommenden Ausdruck *doing gender* in ein Verhältnis von Natur und Kultur zurückzuverwandeln (vgl. Hirschauer 1996). In einen solchen Diskurs intervenierte auch Donna Haraway mit dem Aufsatz „Situierendes Wissen“ (Haraway 1988/1996, S. 218), in dem sie urteilt, die feministische Theorie sei bei der Frage der Objektivität einer „verführerischen Dichotomie in die Falle gegangen“, indem sie mit der ubiquitären Formel der sozialen Konstruiertheit aller Art von Erkenntnis allzu großzügig umgegangen sei. Sie attestiert auch ihren Kolleginnen teilweise eine Art sozialromantische Fehleinschätzung und argumentiert, dass der Standpunkt als Unterworfenen nicht per se eine „unschuldige“ Position sei, sondern diese Position sei dem Erkenntnisproblem, wie ohne Einsicht in Zusammenhänge etwas Unerwartetes und Unbekanntes gesehen, erkannt und verstanden werden kann, zwar anders aber nicht weniger ausgesetzt als die Perspektive aus der Sicht einer herrschenden Position (vgl. ebd., S. 228).

Zu dieser Frage könnte auch Ludwik Fleck ein produktiver Ratgeber sein. In seinen erkenntnistheoretischen und wissenschaftshistorischen Arbeiten aus den 1930er Jahren argumentiert er pointiert, dass „das Entstehen der Fähigkeit“, bestimmte Konstellationen und Gestalten unter dem Mikroskop oder im sozialwissenschaftlichen Beobachtungsprozess wahrzunehmen, „vom Schwinden der Fähigkeit begleitet wird, bestimmte andere wahrzunehmen“ (Fleck 1983, S. 62). Er betont, dass das, was wir sehen, von unserer Seh- und Denkbereitschaft abhängt, ebenso wie umgekehrt das, wovon wir abstrahieren und was wir folglich *übersehen*. Die einfache und direkte Beobachtung enthalte immer eine Willkür und führe „meistens zu erkenntnistheoretischem Konventionalismus“ (ebd., S. 67), weil die Forschenden sich dieser Willkür und der mit ihr einhergehenden Beschränkungen nicht bewusst seien.

Solche Überlegungen verdeutlichen die eingangs gestellte Frage, wie die Feministische Theorie, die ja immer wissenschaftskritische und erkenntnistheoretische Intervention war und sein wollte, an ihre zu Erkenntnis befähigenden Werkzeuge kommen könnte. Sie sollten uns vorsichtig stimmen in Bezug auf selbstgewisse, aber geschichtsvergessene Verkürzungen und sie verweisen nachdrücklich auf die Notwendigkeit für feministische Wissenschaften, interdisziplinär zu arbeiten, um die Erkenntnismöglichkeiten aus unterschiedlichen Theoriezugängen als Korrektiv und als Pool für Innovation zu nutzen, wobei noch keineswegs geklärt ist, was Interdisziplinarität genau ist und wie interdisziplinäres Arbeiten aussehen sollte.

Stand der Diskussion und Einschätzung

Seit einigen Jahrzehnten ist es nun um all diese Themen eher ruhiger geworden, wenn sie auch nicht vollständig verschwunden sind. Den frühen programmatischen Diskussionen zum Verhältnis von Erkenntnis, Wissen und Intervention folgten lange Phasen der teilweise erfolgreichen, wenn auch stets prekären Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung im Wissenschaftssystem, in den und außerhalb der Disziplinen, und der empirischen Diversifizierung der Wissensproduktion zu Geschlecht entlang von Themenfeldern wie Sexualität, Sozialisation oder Arbeit (vgl. Bührmann/Diezinger/Metz-Göckel 2014). In dieser Phase geht es nun weniger um eine grundlegende erkenntnistheoretische Kritik an der wissenschaftlichen Wissensproduktion als vielmehr um Interventionen entlang der Rationalität des wissenschaftlichen Feldes. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat sich zunehmend auf die Rationalität des institutionalisierten Wissenschaftssystems eingelassen, ohne den ‚Preis‘ der Institutionalisierung weiter nachhaltig

zu diskutieren sowie das Verhältnis von Institutionalisierung und Erkenntnis- und Wissensproduktion grundlegend auf den Prüfstand zu stellen – nicht zuletzt, um im Wissenschaftssystem zur Kenntnis und ernst genommen zu werden, aber auch, um sich im Wissenschaftssystem als sozialer Zusammenhang zu etablieren. Nach Mary Douglas dient ein Prozess der Institutionalisierung immer auch der „Energieeinsparung“ (Douglas 1991, S. 125f.), d. h., er soll durch das Etablieren von stillschweigenden Übereinkünften, die allen Beteiligten plausibel erscheinen, die Einzelnen von Entscheidungsnotwendigkeiten entlasten und damit zu sozialer Stabilität beitragen. Deshalb geht ein solcher Prozess immer auch mit Vereinfachungen einher, mit Komplexitätsreduktion, mit dem Ausschluss von komplizierterem, widerständigem oder widersprüchlichem Wissen und mit Wiederholungen von anerkannten Wissensaspekten für deren Etablierung, um sich im Wissenschaftssystem legitimieren und als ‚Sozialer Zusammenhang‘ stabilisieren zu können. Die Diskussionen über und die konzeptionelle Ausarbeitung von Interdisziplinaritäten traten deshalb in den Hintergrund, ohne dass der Anspruch grundsätzlich aufgegeben wurde, was sich etwa im Aufbau von Gender Studies Zentren zeigte.

Die Frauenbewegung mit ihren diversifizierten Handlungsstrategien institutionalisierte sich ebenfalls zunehmend und das Verhältnis von Frauenbewegung und Frauen- und Geschlechterforschung – ob sie sich nun innerhalb oder außerhalb der Disziplinen befand – wurde im gleichen Zuge deutlich distanzierter. Beide folgen nun weitgehend unterschiedlichen institutionalisierten Rationalitäten, ihr Verhältnis ist inzwischen einem eher unreflektierten, unentschiedenen Nebeneinander gewichen (vgl. Holland-Cunz 2003, S. 15), womit auch ein mögliches Korrektiv für die feministische Wissenschaft verloren ging. Dies ist aber auch umgekehrt besonders problematisch, weil durch die wachsende gesellschaftliche Nachfrage nach marktförmigem Geschlechterwissen, nach ‚Gendertrainings‘ und scheinbar brauchbaren ‚Diversity-Kursen‘ usw. die Verselbstständigung eines praxisorientierten Bereichs ohne Verbindung zu theoretischen Debatten auch hier zu massiven Verkürzungen führen kann.

Den Genderzentren an den Universitäten kommt deshalb eine wichtige Brückenfunktion zu. Sie haben meistens zu einem Teil Aufgaben wie Koordinationen und Verbindungen zwischen einzelnen, in den Fächern verstreuten KollegInnen, in deren Forschungen feministische Aspekte eine Rolle spielen. Zum anderen aber kommt ihnen eine zentrale Funktion insofern zu, als sie die Idee eines feministischen Wissenschaftsprojekts auf vielfältige Weise gerade auch in seinen gesellschaftspolitischen Bezügen aktivierend wachhalten und in diesem Sinne zu Veranstaltungen, Forschungen und anderen Aktivitäten anregen können.

Allerdings ist der gesamte Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung derzeit von grundlegend veränderten Konstellationen geprägt. Angesichts der empirischen Wende, der dominanten Outputorientierung usw. sind erkenntnistheoretische Fragestellungen, die wenig marktgängig sind, derzeit in der Defensive, und die bisherigen Interventions- und Institutionalisierungsformen werden außerdem häufig als überholt und nicht mehr zeitgemäß wahrgenommen. So zeigt sich auf der einen Seite die Tendenz, dass sich die Debatten um weitere Differenzierungen und Ungleichheiten, um Interkulturalität, Diversität oder Intersektionalität teilweise verselbstständigen und im innerfeministischen Diskursfeld verbleiben – obgleich sie eigentlich in Bezug auf die Konzeptualisierung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen sehr grundlegende Herausforderungen enthalten (vgl. hierzu Schierhorn 2012). Auf der anderen Seite erschöpft sich das, was in den Disziplinen ankommt und vom Mainstream der Fächer aufgenommen wird, oft in Banalitäten, die durch die Vereinfachungen, denen sie geschuldet sind, in vielen Fällen sogar zu falschen Schlüssen verleiten. Von hier aus ließe sich deshalb durchaus ein neuer Aktivitätsschub in Richtung auf das Verhältnis von Disziplinarität und Interdisziplinarität begründen, damit sich unterschiedliche Forschungsstränge und -strömungen in neuer Weise aufeinander zu bewegen und Koalitionen bilden könnten. Allerdings wäre es hierfür eine notwendige Voraussetzung, dass die Schwierigkeiten – und durchaus auch: die Grenzen – von Interdisziplinarität sehr grundlegend bearbeitet würden, einschließlich begrifflicher Differenzen, Passungs- und Übersetzungsschwierigkeiten zwischen disziplingepägten Diskursfiguren. Und nicht zuletzt ist darin auch eine wichtige wissenschaftsstrategische Frage angelegt, die derzeit intern breit diskutiert wird – nämlich ob die Etablierung von Gender Studies als eigenständige Disziplin hier eher zur Stärkung beitragen oder umgekehrt vielleicht den Anspruch auf Interdisziplinarität aufgeben würde, was paradoxerweise die Gender Studies eher schwächen als stärken könnte.

Zum Ende sei noch ein kurzer Blick auf aktuelle Tendenzen gerichtet. Da scheint sich uns in Bezug auf erkenntniskritische Fragen neben den schon kritisierten Verkürzungen und Selbstzufriedenheiten momentan eine neue Perspektive anzubahnen, indem theoriebezogene Fragestellungen in den Hintergrund treten zugunsten von Arbeiten, die der Materialität der Objekte und der Körper (wieder) eine (neue) Dignität zusprechen. Verwiesen sei beispielhaft auf Michela Marzano, die mit ihrer „Philosophie des Körpers“ dafür plädiert, der körperlichen Realität gegenüber dem durch die semiotische Wende prominenten ‚Körper als Text‘ mehr Aufmerksamkeit zuzumessen und ein Modell des Körpers einklagt, das, indem es Natur und Kultur gleichermaßen verpflichtet ist, die Trennung und Entgegensetzung von biologi-

schem und kulturell konstruiertem Körper überwinden könne (vgl. Marzano 2013, S. 93, 129). Anders, aber auch gegen die Trennung von Körper und nichtkörperlichem Ich zielend, argumentiert Karen Barad mit ihrem Konzept eines „agentiellen Realismus“ (vgl. Barad 2012). Sie propagiert eine „posthumanistische Sichtweise von Performativität“ und will damit über Judith Butler hinausgehen, indem sie auch das Diskursive als materiell versteht bzw. Diskurspraktiken als „spezifische materielle (Re-)Konfigurationen der Welt“ und die Materie selbst folglich als „geronnenes Tätigsein“ bestimmt (ebd., S. 98). Es mag überinterpretiert sein, aber solche Interventionen könnten gelesen werden als eine Gegenbewegung zur starken Dominanz konstruktivistischer Ansätze in der jüngeren Vergangenheit, und insofern dürfen sie als neue, aktuelle Herausforderung für Theorieoffensiven verstanden werden.

Wir selber würden uns wünschen, dass eine erneute Theorieoffensive der feministischen Erkenntnis- und Wissenschaftskritik neue Impulse und neue Kraft geben könnte. Dazu wollen auch die Beiträge dieses Bandes beitragen.

Literatur

- Althoff, M./Bereswill, M./Riegraf, B. (Hrsg.) (2000): Methodologische Erörterungen. Feministische Traditionen, Konzepte, Dispute. Opladen: Leske + Budrich.
- Aulenbacher, B./Riegraf, B. (2009): Zeiten des Umbruchs – Zeit zur Reflexion. Einleitung. In: Dies. (Hrsg.) (2009): Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–23.
- Barad, K. (2012): Agentieller Realismus. Berlin: suhrkamp eu.
- Broeck, S. (2006): Das Subjekt der Aufklärung – Sklaverei – Gender Studies. Zu einer notwendigen Relektüre der Moderne. In: Dietze, G./Hark, S. (Hrsg.) (2006): Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. Königstein/Taunus: Helmer, S. 152–180.
- Bührmann, A./Diezinger, A./Metz-Göckel, S. (2014): Arbeit – Sozialisation – Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung. Lehrbuchreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGS. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Daston, L. (2002): Eine Geschichte der wissenschaftlichen Objektivität. In: Mayntz, R. (Hrsg.) (2002): Akteure – Mechanismen – Modelle: zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen. Frankfurt am Main: Campus, S. 44–60.
- Douglas, M. (1991): Wie Institutionen denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ernst, W. (1994): Von feministischer Wissenschaftskritik zu feministischen Wissenschaftskonstruktionen. In: Die Philosophin Nr. 9: Wissenschaftsgeschichten. Tübingen: edition diskord, S. 9–25.
- Ernst, W. (1999): Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern. Wien: Milena.
- Fleck, L. (1983): Erfahrung und Tatsache. Frankfurt am Main: suhrkamp stb.